

(Nachdruck verboten.)

48]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Mesjö.

„Er hat es sehr gut,“ sagte Mons, „kriegt Essen und Kleidung und tut nichts weiter, als dem Verwalter auf den Hacken zu sitzen. Und zufrieden ist er nu immer — ich wollt gern mit ihm tauschen.“

„Und wie ein Hund mit der Schnauze an der Erde laufen und in den Fußtapfen seines Herrn schnüffeln — Pfui Deubel!“ sagte Anders.

„Was auch all geredet werden mag, so dürst Ihr doch nie vergessen, daß der liebe Gott seinen Verstand in Aufbeahrung genommen hat,“ sagte Lasse warnend. Sie wurden nun eine Weile ganz ernsthaft.

Aber dann hatten sie dem Ernst auch geopfert, was ihm zukam. Anders wollte sich am Bein jucken, vergriff sich aber und kniff die flotte Sarah in die Wade, so daß sie laut aufschrie; da wurde seine Hand ganz verwirrt und fuhr da unten herum und richtete Unheil an. Man erhob sich feierlich und fragte, ob jemand den Pastor auf der Kanzel sehen wolle. Sie lachten und trieben Kurzweil.

Karl Johann nahm nicht recht Teil an der Lustbarkeit, er saß da und grübelte offenbar über etwas nach. Endlich raffte er sich auf und holte den Geldbeutel heraus. „Ach was, ich spendiere Bier!“ sagte er flott — „Bairisch Bier, wohlverstanden. Wer will es holen?“

Mons sprang schnell vom Wagen: „Wieviel Flaschen?“

„Bier!“ — Karl Johann ließ den Blick zählend über den Wagen schweifen. „Na, bring man gleich fünf, Du, dann kann jeder einen Spitz kriegen!“ sagte er flott. „Aber paß auch gut auf, daß sie Dir Bairisch Bier geben, Du!“

Ein Spitz — also ein Spitz hieß es? Es war gar nich auszudenken, was Karl Johann alles wußte. Auch das Wort Bairisch Bier sprach er so geläufig aus, wie andere einen Priem im Mund herumdrehen. Aber er war ja jetzt Vertrauensmann auf dem Hof und wurde oft in die Stadt geschickt!

Das gab gute Laune und Spannung — die meisten hatten noch nie im Leben Bairisch Bier geschmeckt. Lasse und Pelle bekamten offen ihre Unerfahrenheit; aber Anders tat so, als habe er sich schon mehr als einmal betrunken, obwohl jeder wußte, daß das ausgefunkene Lügen waren.

Mons kam vorsichtig balancierend mit dem Bier im Arm zurück. Das war eine kostbare Ladung. Der Trunk wurde in große Schnapsgläser geschentt, die für den Punsch mitgenommen waren. In der Stadt trank man das Bier ja aus mächtigen Krügen, aber Karl Johann fand, daß das eine schweinemäßige Völlerei war. Die Mägde weigerten sich zu trinken und waren trotzdem entzückt. „So sind sie immer, wenn einer ihnen das Beste bietet,“ sagte Mons. Sie bekamen einen dunkelroten Kopf von dem Ereignis und glaubten, daß sie betrunken seien. Lasse spülte sein Bier mit einem Schluck Branntwein herunter — es schmeckte ihm, offen gestanden, nicht. „Ich bin zu alt geworden,“ sagte er entschuldigend.

Die Vorräte wurden wieder eingepackt, und man begab sich in geschlossenem Trupp in den Wald, um die Aussicht zu sehen. Man mußte sich durch eine ganze Wagenburg hindurcharbeiten, um zu dem Pavillon zu gelangen. Ueberall wieherten Pferde und schlugen hinten aus, so daß die Mäde von den Bäumen flog, Knechte stürzten über sie her und zerrten sie an den Mäulern, bis sie wieder ruhig wurden. Frauenzimmer schrien und liefen hier hin und da hin wie geängstigte Hühner mit in die Höhe gehobenen Köden.

Oben von der Anhöhe herab genossen sie den Anblick der Menschenmenge, an den Seiten des Hügels hinab und in den Wald hinein, jenseits der Wege — überall wimmelte es von Fuhrwerken. Und unten am Dreieck, wo sich die beiden großen Landstraßen begegneten, bogen beständig neue Räder in den Wald ein. „Hier sind heute weit über tausend Paar Pferde im Wald,“ sagte Karl Johann. Da, weit mehr! — sicher eine Million, wenn das verschlag, dachte Pelle. Er war fest entschlossen, heute so viel wie nur möglich aus allem herauszuschlagen.

Da hielt der Wagen aus Brogaard, und da kamen die Leute aus Sammersholm, ganz da draußen von der äußersten Spitze des Nordlands. Hier waren Leute von den Strandgehöften bei Dueodde und Kønnebo und Refsobø in Scharen — die ganze Insel war hier. Aber jetzt war keine Zeit, um sich mit Bekannten aufzuhalten. „Wir sehen uns heute nachmittag!“ rief man die Kreuz und die Quer.

Karl Johann führte an — es gehörte zu den Pflichten eines Großknechts, den Weg in Umwindungen zu kennen. Die blonde Marie hielt sich treulich an seiner Seite, ein jeder konnte sehen, wie stolz sie auf ihn war. Mons hielt die flotte Sara an der Hand, sie gingen schlendernd umher und glichen ein paar fröhlichen Kindern.

Bengta und Anders wurde es ein wenig schwer, miteinander auszukommen, sie zankten sich alle Augenblicke, dachten sich aber eigentlich nichts dabei. Und Karna ging umher und machte sich beliebt.

Man kam in ein Moor hinab und wieder hinauf an steilen Bergwänden, wo die mächtigen Bäume mit den Felsenstippen auf dem Nacken anderer mächtiger Bäume standen. Pelle sprang wie ein Zicklein nach allen Seiten. Drinnen unter den Tannen waren Ameisenhügel, so groß wie Gehäusen, die Ameisen hatten breite, getretene Wege, die wie Fußsteige zwischen den Bäumen dahinfließen und sein Ende nehmen wollten; es war die Mannigfaltigkeit der Heerscharen, die auf den Wegen hin und her wanderten. Unter ein Paar kleinen Tannen war ein Stachelschwein im Begriff, ein Wespennest anzugreifen; es lief mit der Schnauze in das Nest hinein und zog sich dann schleunig zurück und nieste. Das sah so überwältigend und lächerlich aus, aber Pelle mußte weiter — den anderen nach. Und bald war er ihnen weit voraus und lag auf dem Bauch in einem Graben, wo er Walderdbeeren gewittert hatte.

Lasse konnte bergan nicht Schritt halten mit der Jugend, und Karna erging es nicht besser. „Wir werden beide alt,“ sagte sie, während sie sich keuchend hinaufschleppten.

„Ja, meinst Du das?“ entgegnete Lasse, der sich ganz jugendlich fühlte — es war nur die Luft, die ihm knapp wurde. „Es geht Dir woll ebenso wie mir: Nu hat man sich so viele Jahre für andere abgerackert, und fühlt das Verlangen, sein eigener Herr zu sein.“

„Ja, da magst Du woll recht in haben,“ entgegnete Lasse ausweichend.

„Ganz mit leeren Händen käme man ja auch nich darein — wenn es sein sollt.“

„Gm, ja.“

Karna fuhr fort, aber Lasse drückte sich hartnäckig um die Antwort herum, bis sie an den Mofkstein kamen, wo die anderen standen und warteten. Poß Witz, war das ein Block! An die tausend Schiffspfund sagte man, wiege er. Aber Mons und Anders wackelten damit hin und her, indem sie einen Hebel unter das eine Ende schoben.

„Dann müssen wir woll nach der Råuserburg,“ sagte Karl Johann; und sie trabten weiter — auf und ab, ununterbrochen. Lasse mühte sich ab, um Schritt mit den anderen zu halten, er fühlte sich nicht ganz sicher, wenn er mit Karna allein war. Das war doch eine undrissliche Menge Bäume, und der Wald war nicht gleichartig wie anderswo in der Welt. Da waren Birken und Fichten, Buchen und Lärchen und Ebereschen, alles bunt durcheinander und Kirschbäume in langen Zügen. Der Großknecht führte sie über ein kleines, schwarzes Gewässer, das unter dem Felsen lag und sie anstarrte wie ein böses Höllenauge. „Hier ist die Stelle, wo die kleine Anna ihr Kind ertränkt hat — sie, die von ihrem Herrn geschwängert war!“ sagte er zögernd. Sie kannten alle die Geschichte und standen schweigend über dem Wasser, die Mägde hatten Tränen in den Augen.

Wie sie so schweigend dastanden und dem traurigen Schicksal der kleinen Anna einen Gedanken opferten, stieg ein unsagbar weicher Ton zu ihnen auf, gefolgt von einem langen, herzerwärmenden Schluchzen. Sie rückten näher aneinander heran. „Herr Jesus!“ flüsterte die blonde Marie erschauernd, „nu weint die Kinderseele.“ Pelle stand da, starr vom Lauschen, die Kälteschauern liefen ihm in Wellen am Rücken herab.

„Das is ja doch die Nachtigall!“ sagte Karl Johann. „Rennt Ihr die denn nich mal? Es sitzt dick voll davon hier“

im Wald, und sie singt mitter am Tag." Das wirkte befreiend auf die Erwachsenen, aber Belle konnte das Grauen nicht so abschütteln. Er hatte tief hineingeschaut in die andere Welt, und jede Erklärung prallte von ihm ab.

Aber dann kam die Räuberburg als große Enttäuschung. Er hatte sie sich von Räufern bevölkert vorgestellt; und dann war es nichts weiter als einige Ruinen aus Granitsteinen, die auf einem kleinen Berg mitten in einem Moor lagen. Er ging auf eigene Faust unten um das Ganze herum, um zu sehen, ob da nicht ein geheimer, unterirdischer Gang war, der an das Wasser hinabführte. Wenn das der Fall war, wollte er in aller Stille den Vater herbeiholen und hineindringen, um nach den Geldkisten zu suchen — sonst waren es zu viele zum Teilen. Aber er vergaß das wieder über einen eigenen Duft, der ihn gefangen nahm. Er plumpste in einen Waldgrund hinein, der saftig grün war von Maiglöckchen, die noch schwach in Blüte standen — und von wilden Erdbeeren. Hier waren so viele, daß er hin mußte, um die anderen zu rufen.

Dann vergaß er auch das, während er sich einen Weg durch die Ranken bahnte, um hinaufzugelangen. Er hatte den Fußpfad verloren und sich in der nasskalten Finsternis unter der Felsklippe verirrt. Ranken und Dornen verflochten sich mit den herabhängenden Zweigen zu einer niedrigen, schweren Decke; nach feiner Seite war das Tageslicht zu sehen, aber das Laub goß ein eigentümliches grünes Licht durch das Flechtwerk. Der Boden war schlüpfrig von Feuchtigkeit und verfaultem Gewürm, unter der Felswand hingen zitternde Farrenkräuter mit den Spizen nach unten; Wasser sickerte aus ihnen herab wie aus tropfendem Haar. Mächtige Baumwurzeln lagen über den Klippen gespannt und glichen nackten, schwarzen Teufelsgestalten, die sich wanden, um loszukommen. An einer Stelle, ein wenig weiter nach vorne drang die Sonne mit brennenden Flammen durch die Finsternis, darum herum herrschte eine bläuliche Dämmerung und es klang — wie ein Dreischwert in weiter Ferne.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Er laßt die Hand küssen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

„So reden Sie denn in Gottes Namen“, sprach die Gräfin, „ich werde Ihnen zuhören; glauben aber nicht ein Wort.“

Der Graf lehnte sich behaglich zurück in seinem großen Lehnstuhl: „Und warum nicht?“ fragte er.

Sie zuckte leise mit den Achseln: „Vermutlich erfinden Sie nicht überzeugend genug.“

„Ich erfinde gar nicht, ich erinnere mich. Das Gedächtnis ist meine Ruhe.“

„Eine einseitige, wohlthätige Ruhe! Sie erinnert sich nur der Dinge, die Ihnen in den Kram passen. Und doch gibt es auf Erden noch manches Interessante und Schöne außer dem — Nihilismus.“ Sie hatte ihre Häkelnadel erhoben und das letzte Wort wie einen Schuß gegen ihren alten Verehrer abgefeuert.

Er vernahm es ohne Zucken, strich behaglich seinen weißen Bart und sah die Gräfin beinahe dankbar aus seinen klugen Augen an. „Ich wollte Ihnen etwas von meiner Großmutter erzählen“, sprach er. „Auf dem Wege hierher, mitten im Walde, ist es mir eingefallen.“

Die Gräfin beugte den Kopf über ihre Arbeit und murmelte: „Wird eine Räubergeschichte sein.“

„O, nichts weniger! So friedlich wie das Wesen, durch dessen Anblick jene Erinnerung in mir wachgerufen wurde, Mischka IV. nämlich, ein Urenkel des ersten Mischka, der meiner Großmutter Anlaß zu einer Heinen Uebereilung gab, die ihr später leid getan haben soll.“ sagte der Graf mit etwas affektierter Nachlässigkeit, und fuhr dann wieder eifrig fort: „Ein sauberer Heger, mein Mischka, das muß man ihm lassen! er kriegte aber auch keinen geringen Schrecken, als ich ihn unvermutet in den Weg trat — hatte ihn vorher schon eine Weile beobachtet. . . Wie ein Käferfänger schlich er herum, die Augen auf den Boden geheftet, und was hatte er im Laufe seines Gewehres stecken? Denken Sie: — ein Büschel Erdbeeren!“

„Sehr hübsch!“ versetzte die Gräfin. „Machen Sie sich darauf gefaßt — in Wäldern wandern Sie zu mir herüber durch die Steppe, weil man Ihnen den Wald fortgetragen haben wird.“

„Der Mischka wenigstens verhindert nicht.“

„Und Sie sehen zu?“

„Und ich sehe zu. Ja, ja, es ist schrecklich. Die Schwäche liegt mir im Blut — von meinen Vorfahren her.“ Er seufzte ironisch und sah die Gräfin mit einer gewissen Lüge von der Seite an. Sie ver schluckte ihre Ungeduld, zwang sich, zu lächeln und suchte ihrer Stimme einen möglichst gleichgültigen Ton zu geben, indem sie sprach: „Wie wärs, wenn Sie noch eine Tasse Tee trinken und die Schatten Ihrer Ahnen heute einmal unbeschoren lassen

würden? Ich hätte mit Ihnen vor meiner Abreise noch etwas zu besprechen.“

„Ihren Prozeß mit der Gemeinde? — Sie werden ihn gewinnen.“

„Weil ich recht habe.“

„Weil Sie vollkommen recht haben.“

„Machen Sie das den Bauern begreiflich. Raten Sie ihnen, die Klage zurückzuziehen.“

„Das tun sie nicht.“

„Verbluten sich lieber, tragen lieber den letzten Gulden zum Advokaten. Und zu welchem Advokaten, guter Gott! . . . ein ruchloser Rabulist. Dem glauben sie, mir nicht, und wie mir scheint, Ihnen auch nicht, trotz all Ihrer Popularitätshascherei!“

Die Gräfin richtete die hohe Gestalt empor und holte tief Atem. „Gestehen Sie, daß es für diese Leute, die so töricht vertrauen und mißtrauen, besser wäre, wenn ihnen die Wahl ihrer Ratgeber nicht frei stände.“

„Besser wärs natürlich! Ein bestellter Ratgeber, und — auch bestellt — der Glaube an ihn.“

„Torheit!“ zürnte die Gräfin.

„Wie so? Sie meinen vielleicht, der Glaube lasse sich nicht bestellen? . . . Ich sage Ihnen, wenn ich vor vierzig Jahren meinem Diener eine Anweisung auf ein Dupend Stockbrügel gab und dann den Rat, aufs Amt zu gehen, um sie einzutassieren, nicht einmal im Rauch wäre es ihm eingefallen, daß er etwas Besseres tun könnte, als diesen meinen Rat befolgen.“

„Ach, Ihre alten Schnurren! — Und ich, die gehofft hatte, Sie heute ausnahmsweise zu einem vernünftigen Gespräch zu bringen!“

Der alte Herr ergöhte sich eine Weile an ihrem Aerger und sprach dann: „Zeichnen Sie, liebe Freundin. Ich bekenne, Unsinngeschwätz zu haben. Nein, der Glaube läßt sich nicht bestellen, aber leider der Gehorsam ohne Glauben. Das eben war das Unglück des armen Mischka und so mancher anderer, und deshalb bestehen heutzutage die Leute darauf, wenigstens auf ihre eigene Fassung ins Glend zu kommen.“

Die Gräfin erhob ihre nachtschwarzen, noch immer schönen Augen gegen den Himmel, bevor sie dieselben wieder auf ihre Arbeit senkte und mit einem Seufzer der Resignation sagte: „Die Geschichte Mischkas also!“

„Ich will sie so kurz machen als möglich“, versetzte der Graf, „und mit dem Augenblick beginnen, in dem meine Großmutter zum erstenmal auf ihn aufmerksam wurde. Ein hübscher Bursche muß er gewesen sein; ich besinne mich eines Bildes von ihm, das ein Künstler, der sich einst im Schlosse aufhielt, gezeichnet hatte. Zu meinem Bedauern fand ich es nicht im Nachlaß meines Vaters und weiß doch, daß er es lange aufbewahrt hat, zum Andenken an die Zeiten, in denen wir noch das Schwertrecht ausübten.“

„O Gott!“ unterbrach ihn die Gräfin, „spielt das jus gladii eine Rolle in Ihrer Geschichte?“

Der Erzähler machte eine Bewegung der höflichen Abwehr und fuhr fort: „Es war bei einem Erniesest und Mischka einer der Kranzträger, und er überreichte den seinen schweigend, aber nicht mit gesenkten Augen, sah vielmehr die hohe Gebieterin ernsthaft und unbefangen an, während ein Aufseher im Namen der Feldarbeiter die übliche Ansprache herunterleierte.“

„Meine Großmutter erkundigte sich nach dem Jungen und hörte, er sei ein Häuslerjahn, zwanzig Jahre alt, ziemlich brav, ziemlich fleißig und so still, daß er als Kind für stumm gegolten hatte, für dummlisch galt er noch jetzt. — Warum? wollte die Herrin wissen; warum galt er für dummlisch? . . . Die besorgten Dorfweiber senkten die Köpfe, blinzelten einander verhalten zu und mehr als: „So, — ja eben so“, und: — „je nun, wie's schon ist“, war aus ihnen nicht herauszubringen.“

Nun hatte meine Großmutter einen Kammerdiener, eine wahre Perle von einem Menschen. Wenn er mit einem Vornehmen sprach, verklärte sich sein Gesicht dergestalt vor Freude, daß er beinahe leuchtete. Den schickte meine Großmutter anderen Tages zu den Eltern Mischkas mit der Botschaft, ihr Sohn sei vom Feldarbeiter zum Gartenarbeiter avanciert und habe morgen den neuen Dienst anzutreten.“

Der eifrigste von allen Dienern flog hin und her und stand bald wieder vor seiner Gebieterin. „Nun“, fragte diese — „was sagen die Alten?“ Der Kammerdiener schob das rechte, auswärtig gedrehte Bein weit vor. . . .“

„Waren Sie dabei?“ fiel die Gräfin ihrem Gaste ins Wort. „Bei dieser Referenz gerade nicht, aber bei späteren des edlern Fröh“, erwiderte der Graf, ohne sich irge machen zu lassen. „Er schob das Bein vor, sank aus Ehrfurcht völlig in sich zusammen und meldete, die Alten schwämmen in Tränen der Dankbarkeit.“

„Und der Mischka?“

„O, der — lautete die devote Antwort, und nun rutschte das linke Bein mit anmutigem Schwunge vor — „o, der — der laßt die Hand küssen.“

Daß es einer Tracht väterlicher Prügel bedurft hatte, um den Burschen zu diesem Handkuss in Gedanken zu bewegen, verschwiegen Fröh. Die Darlegung der Gründe, die Mischka hatte, die Arbeit im freien Felde der im Garten vorzuziehen, würde sich für Damenohren nicht geschickt haben. — Genug, Mischka trat die neue Beschäftigung an und versah sie schlecht und recht. „Wenn er fleißiger wäre, könnt's nicht schaden“, sagte der Gärtner. Dieselbe Bemerkung machte meine Großmutter, als sie einmal vom Balkon aus zusah, wie die Wiege vor dem Schlosse gemäht wurde. Was

Wie noch auffiel, war, daß alle anderen Mäher von Zeit zu Zeit einen Schlud aus einem Fläschchen taten, das sie unter einem Haufen abgelegter Kleider hervorzogen und wieder darin verbargen. Mißka war der einzige, der, diesen Quell der Labung verschmähend, sich aus einem irdenen, im Schatten des Gebüsches aufgestellten Krüglein erquidete. Meine Großmutter rief den Kammerdiener. „Was haben die Mäher in der Flasche?“ fragte sie. — „Branntwein, hochgräßliche Gnaden.“ — „Und was hat Mißka in dem Krug?“

Frei verdrehte die runden Augen, neigte den Kopf auf die Seite, ganz wie unser alter Papagei, dem er ähnlich sah wie ein Bruder dem anderen, und antwortete schmelzenden Tones: „Mein Gott, hochgräßliche Gnaden — Wasser!“

Meine Großmutter wurde sogleich von einer mitleidigen Regung ergriffen und befahl, allen Gartenarbeitern nach vollbrachtem Tagewerk Branntwein zu reichen. „Dem Mißka auch“, setzte sie noch eigens hinzu.

Diese Anordnung erregte Jubel. Daß Mißka keinen Branntwein trinken wollte, war einer der Gründe, warum man ihn für dummlisch hielt. Jetzt freilich, nachdem die Einladung der Frau Gräfin an ihn ergangen, war's aus mit Wollen und Nichtwollen. Als er in seiner Einfalt sich zu wehren versuchte, ward er mores gelehrt, zur höchsten Belustigung der Alten und der Jungen. Einige rissen ihn auf den Boden nieder, ein handfester Bursch schob ihm einen Keil zwischen die vor Grimm zusammengebissenen Zähne, ein zweiter setzte ihm das Knie auf die Brust und goß ihm so lange Branntwein ein, bis sein Gesicht so rot und der Ausdruck desselben so furchtbar wurde, daß die übermütigen Quäler sich selbst davor entsetzten. Sie gaben ihm etwas Luft, und gleich hatte er sie mit einer wütenden Anstrengung abgeschüttelt, sprang auf und ballte die Fäuste . . . aber plötzlich sanken seine Arme, er taumelte und fiel zu Boden. Da stuchte, stöhnte er, suchte mehrmals vergeblich sich aufzuraffen und schlief endlich auf dem Fleck ein, auf den er hingestürzt war, im Hofe, vor der Scheune, schlief bis zum nächsten Morgen, und als er erwachte, weil ihm die aufgehende Sonne auf die Nase schien, kam just der Knecht vorbei, der ihm gestern den Branntwein eingeschüttelt hatte. Der wollte schon die Flucht ergreifen, nichts anderes erwartend, als daß Mißka für die gestrige Mißhandlung Rache üben werde. Statt dessen reckte sich der Bursche, sieht den andern traumselig an und lallt: „Noch einen Schlud!“

Sein Abgehen vor dem Branntwein war überwunden.

Wald darauf, an einem Sonntagnachmittag, begab es sich, daß meine Großmutter auf ihrer Spazierfahrt, von einem hübschen Feldweg gelockt, ausstieg und bei Gelegenheit dieser Wanderung eine idyllische Szene belauschte. Sie sah Mißka unter einem Apfelbaum am Feldrain sitzen, ein Kindlein in seinen Armen. Wie er selbst, hatte auch das Kind den Kopf voll dunkelbrauner Löcher, der wohlgebildete kleine Körper hingegen war von lichtbrauner Farbe und das armselige Hemdchen, das denselben notdürftig bedeckte, hielt die Mitte zwischen den beiden Schattierungen. Der kleine Balg krächte förmlich vor Vergnügen, so oft ihn Mißka in die Höhe schnellte, stieß mit den Füßchen gegen dessen Brust, und suchte ihm mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Augen zu fahren. Und Mißka lachte und schien sich mindestens ebenso gut zu unterhalten wie das Mädchen. Dem Treiben der beiden sah ein junges Mädchen zu, auch ein braunes Ding und so zart und zierlich, als ob ihre Wiege am Ganges gestanden hätte. Sie trug über dem geschnittenen kurzen Rocke eine ebenfalls geflickte Schürze und darin einen kleinen Vorrat aufgesehener Lehren. Nun brach sie eine derselben vom Stiele, schlich sich an Mißka heran und ließ ihm die Lehre zwischen der Haut und dem Hemd ins Genick gleiten. Er schüttelte sich, setzte das Kind auf den Boden und sprang dem Mädchen nach, das leicht und hurtig und ordentlich wie im Tanze vor ihm floh; einmal pfeilerade, dann wieder einen Garbenschober umkreisend, voll Mengitlichkeit und dabei doch nedend und immer höchst anmutig. Allerdings ist bei unseren Landleuten eine gewisse angeborene Grazie nichts Seltenes, aber diese beiden jungen Geschöpfe gewährten in ihrer harmlosen Lustigkeit ein so angenehmes Schauspiel, daß meine Großmutter es mit wahren Wohlgefallen genoss. Einen anderen Eindruck brachte hingegen ihr Erscheinen auf Mißka und das Mädchen hervor. Wie versteinert standen beide beim Anblick der Gutsherrin. Er, zuerst gefaßt, neigte sich beinahe bis zur Erde, sie ließ die Schürze samt den Lehren sinken und verbarg das Gesicht in den Händen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Pantheon sozialer Dichtung.

So oft wir Umschau halten auf dem Saatkader der deutschen oder der fremdländischen Poesie, fühlen wir uns gedrungen, nachzuprüfen, in welchem Verhältnis sich die einzelnen Dichter zu den Dingen ihrer Zeit bewegen. Weltfernes Anschauungsvermögen, inbrünstiges Aufgeben in den Kult abstrakter Schönheit und gärender Erotik; oder eine abseitige Anschauung, die ängstlich bemüht ist, es um keinen Preis mit den herrschenden Klassen zu verderben: will und kann uns weder mehr als Ausdruck noch als Aufgabe eines modernen Dichters gelten. Sondern als Kämpfer und Kämpfer wollen wir ihn sehen: das ist die hohe Mission, die ihm der Sozialismus zuweist. Wie im heroischen Menschenalter soll er wieder voran seinem Volke gehen: — ein Kämpfer im Streit, ein verlässlicher

Stort und Pfleger aller von unten her zum Lichte empordringenden Triebe und Kräfte.

Darum aber müssen wir sein Wirken sehr viel anders bewerten. Aus dem Schoße der sozialdemokratischen Arbeiterschaft erwachsen neue Maßstäbe der Beurteilung, ringt sich allmählig eine neue Schönwissenschaft auf, die mit nur bürgerlicher Anschauung entprossener „Reinheit“ wenig mehr denn bereinigtes Burjelwerk gemeinsam hat. Reicher, kräftiger, selbstherrlicher bilden sich und brechen die Knospen einer ausgesprochen sozialistischen Dichtung am alten Stamme auf. Wer's zu leugnen mag, dem ist dies Wissen noch niemals aufgegangen. Und wer immerfort faulen zu dürfen glaubt von der künstlerischen oder dichterischen Untrast des Proletariats, der vergißt vollständig, daß sich dies neue Geschlecht erst sein eigenes Rüstzeug schaffen muß, bevor es zu schöpferischer Reise gelangen kann. Was man aber sagen möge: auch hier führt der Weg gipfelwärts. Solches lehrt weniger der überreiche Strom proletarischer Lyrik als ihre Vertiefung.

Allerdings vor knapp anderthalb Jahrzehnten stand sie noch völlig unter dem Banner der jüngstdeutschen Literaturrevolution. Was sich bis dorthin und weiter herwärts als Dichtung von Arbeitern für Arbeiter auftut, ist versifizierte Opposition — ein getreues Spiegelbild des proletarischen Klassenkampfes gegen reaktionäre Gesalten. Spärlich fliehen die Quellen, die wohl Johann Most zum allerersten Male 1872 als „Neues Proletarier-Liederbuch“ gesammelt herausgab. Außer je einem Gedicht von Hertweg, Freiligrath, Schenkendorf, Hoffmann von Fallersleben, Harro Harring und Alfred Meißner stammen die meisten der 50 Lieder von August Geib, Andreas Edeu, Karl Weiser, Raphael Schüy, Karl Girsch, Jakob Andorf, Ullrich, Bormann, R. Wiegler, J. J. Japs, Ferd. Braun, A. Otto-Walster, Alice Meynard und verschiedenen ungenannt gebliebenen Verfassern. Rudolf Labants Vorwärts-Sammlung, während des Ausnahmegesetzes von der Schweiz her heimlich massenhaft nach Deutschland verbreitet, ist sodann die erste Zusammenfassung der revolutionären Dichtung. Anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschien bei Diez das Sammelwerk: „Deutsche Arbeiterdichtung“, das die Gedichte von Andorf, Frohme, Hafencleber, Regel, Labant, Lepp und Edeu in sich vereinigt. Da die Anfänge der proletarischen Lyrik bis ins letzte Jahrzehnt des verflohenen Säkulums hinaufreichen, so kann diese Arbeiterdichtung sehr wohl als Lehrmeisterin der sozialen Kunstlyrik aus den achtziger und neunziger Jahren gelten. Mit dieser letzteren hebt aber zugleich eine neue Periode der „tendenziösen“ Dichtung überhaupt an. Es bleibt das unbestreitbare Verdienst Karl Henckels, namentlich die hervorragendsten Dichtersimmen verschiedener Zeiten und Völker in seinem „Buch der Freiheit“ vereinigt zu haben. Insofern, als Henckel auch gerade die soziale und sozialistische Lyrik bis zur Schwelle des Jahres 1893 berücksichtigte, erfüllte sein Sammelwerk eine höchst wertvolle literarhistorische Mission. Wohl dauerte es Jahre und Jahre, bis die allerdings ansehnliche Auflage vergriffen war; aber das Buch trug reichliche Früchte.

Inzwischen kam eine Epoche des rapiden Wachstums der Partei nach außen und innen, eine Zeit propagandistischer Arbeit, der es allmählich gelang, Millionen Köpfe für den Sozialismus empfänglich zu machen. Davon hat natürlich auch die Arbeiterdichtung eminenten Vorteil gezogen. Nicht nur, daß ihr eine starke Phalanx an Verfassungen aus dem Proletariat entstand — die sozialistische Lyrik selbst nahm ein neues Ziel zur stofflich-menschlichen Seite hin, ohne ihren oppositionellen Standpunkt zu verrücken. Sie erhielt mehr und mehr bodenständigen Charakter, echtere Züge, auch in rein künstlerischer Hinsicht. Noch vor wenigen Jahren war von alledem so gut wie nichts zu verspüren; weshalb die Wiederholung eines Unternehmens nach Art des Henckelschen Buches der Freiheit noch als lähmes Wagnis erachtet werden konnte.

Jetzt aber war ein günstigerer Zeitpunkt gekommen; und ihm hat das zweibändige Sammelwerk: „Von unten auf“, das unser Dresdener Genosse Franz Diederich soeben im Verlag der Buchhandlung B o r t a r t s, Berlin, herausgebracht, vollauf Rechnung getragen.

Schon der Titel deutet an, von welchen Prinzipien der Herausgeber geleitet wurde. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, nur einfach Henckels Freiheitsbuch wiederholend zu erneuern. Wenn er's als Fundament benutzen wollte, um auf ihm einen modernen Bau auszuführen, so mußte er einerseits die Fortentwicklung, den gegenwärtigen Stand der sozialistischen Arbeiterdichtung im Auge behalten und doch zugleich eine Anordnung treffen, die historisch sowohl der Entfaltung der freiheitlichen Poesie als speziell der Entwicklung des Sozialismus wie der sozialistischen Weltanschauung nachspürte. Der Schwerpunkt lag ja doch von Haus aus darin, daß weder eine den Dichtern noch einem bürgerlichen Republikanismus mündgerecht gemachte „Anthologie“, sondern ein wahrhaftiges und würdig erlebtes Freiheitsbuch für die sozialdemokratische Arbeiterschaft zutage trete. Selen wir jetzt einmal, wie der Herausgeber diese schwierige Aufgabe zu lösen unternommen hat.

Zuvörderst fällt die Aufteilung des Werkes in zwei ihrem Umfang nach fast gleich starke Bände ins Auge. Solches geschah aber keinesfalls aus technischen oder buchhändlerischen Absichten, sondern unter Beachtung historischer Gesichtspunkte. So entspricht es der geschichtlichen Entwicklung, wenn der erste Band den halbhunderjtährigen Zeitraum revolutionärer Volksaufstände zwischen 1789 bis 1849 umfaßt. Bei diesem äußerlichen Merkmal ist Diederich jedoch nicht stehen geblieben, so leicht und bequem es ja gewesen wäre,

Hier einfach nur jene Dichter, die damals lebten und wirkten, zu Wort kommen zu lassen. Es sind da nämlich auch solche aus unseren Tagen eingereicht. Und mit voller Berechtigung. Ist doch die Wahrscheinlichkeit, ja die Gewissheit nicht von der Hand zu weisen, daß ein moderner Poet von geschärftem Wissen und geklärtem sozialem Empfinden ungleich tiefer in die Geschehnisse der Vergangenheit hineinzutreten vermöchte! Ebenso wenig hat sich der Herausgeber auf dichterisch behandelte Stoffe nur aus dem vorhin bezeichneten Zeitraum festgelegt. Sondern wann und wo Unterjochte für Freiheit und Leben kämpften, ob vor Jahrtausenden oder vor zwei Menschenaltern: — dies alles erfahren wir da von Gruppe zu Gruppe. Denn die ständig wechselnde „Bewegung menschlichen Innenlebens“ sollte ja nach dem Gruppenstoff klar werden. „Auch soziale und politische Lebenserregung ist hundertfältig abgestuft in ihrer Kraft und Färbung. Sie spannt sich in langer Kette zwischen dumpfen unwissenden Duden und blind aufblühender Verzweiflung, widerwilligen Jochschleppen und ziellosem Widerstande. Aus dieser Fülle von Ausdrucksformen des sozialen Leidens und Kampfens sind die Gruppen der Anthologie gewonnen; jede einzelne will Ausdruck einer besonderen Art der Kampf Stimmung sein, und in jeder wieder baut das Gesamtbild der Stimmung sich aus vielen von einander verschiedenen Einzeläußerungen seelischen Lebens auf.“

Der zweite Band begreift das vorletzte halbe Jahrhundert bis zur jüngsten Gegenwart in sich: „Diesen Zeitraum, in dem die soziale Bewegung die stärksten, entscheidenden Antriebe aus der Bewegung der Arbeiterklasse empfängt.“ Die meisten hier vertretenen Dichter gehören dieser Periode an; sei es, daß sie deren Anbruch schon als reife Männer begleiteteten, sei es, daß ihrer Keimzeit mitten drin gestanden, oder ihre Gestalten noch unter uns wandeln. Genau so verhält es sich mit dem Inhalt dieses Bandes: er ist der dichterische Niederschlag, der lebendig ertönde Rhythmus aller geistigen, besonders sozialen Menschheitsbewegungen während der letzten sechzig Jahre, und darum jedem gegenwärtig. Die banale Sentenz: „Andere Zeiten, andere Lieder“ erfährt aufs neue ihre Bekräftigung. Auch dieser Band ist ein selbständiges Ganzes, gleich dem ersten. Jeder verkörpert einen Zeitraum für sich — und dennoch wird kein Leser das eine oder das andere Buch vermissen wollen.

Darin verrät sich aber zunächst die planvolle Anordnung, womit Diederich nicht bloß die zumeist geistlose Schablone einer bislang gebräuchlich verbliebenen Anthologie-Macherei nach sogenannten literarhistorischen Regeln endgültig abgetan, sondern schlechtweg ein Meisterstück vollbracht hat. Das zeigt sich ferner im organischen Aufbau der einzelnen Stoffgruppen, die, jede für sich, oftmals einer bestimmteren Massenbewegung dichterisch nahezu erschöpfend zum Ausdruck verhelfen. Ja man kann hier in jedem Falle von Dramoletten in einem großen, kunstvoll gesteigerten und wieder in sich festverankerten Drama sprechen. Aber über das alles spinnst der Gestalter die Entwicklungslinie, die wie ein roter Faden das ganze Sammelwerk durchzieht und dessen einzelne Gruppen mit einander verbindet.

Vom leisen Ahnen, vom prophetischen Verkünden einer schöneren Zukunft, der die Menschheit entgegenstreite, fängt's an. Drängender wird das Freiheitssehnen der Geister; stürmischer der Gang großer Ideen. Die französische Revolution bricht hervor. Der erste Schlag zur Selbstbefreiung ist gewagt. Heldennamen, Heldentaten werden sichtbar; um Märtyrer für die Sache der Volkfreiheit flackert Dichtung und Sage ihren Strahlenchein. Näher rückt die zweite, die französische Zwitterrevolution, die den Sieg des Bürgerturns über den Feudalismus und sein absolutistisches Regime bedeutet. Doch das Volk der zerrissenen Kleider — es hungert und friert weiter. Der Kapitalismus triumphiert ob der Armen, Ausgepörrten, die dennoch nicht den Glauben an ein besseres Erdenlos verlieren. Grollend tragen sie ihr bedrücktes Dasein; und großlos sich gegenseitig zum Ausharren ermahnen. Dem heimlichen Groll gesellt sich die offene Satire auf politische Mißstände in vor-märzlichen Tagen; bis wenige Jahre vor dem Ausbruch der Februarrevolution die ersten Maschinen eindringen und durch Entbefähigung vieler Arbeiterhände das Elend der proletarischen Masse verschärfen. Von der Not der schlesischen Weber klagen die sozialen Dichter verschiedener Poeten. Dieser Gruppe kommt also eine zweiseitige Bedeutung zu. Von hier bis zum Ausbruch der Revolution von 1848 ist eine Kette von neuen Bedrückungen, denen sich der Geist der Empörung entgegenzustellen wagt. Erst ertönt der Ruf nach bewaffnetem Widerstand. Endlich schreitet das Volk zum Befreiungskampfe. Aber wenn auch dem anfänglichen Siege über tyrannische Gewalttätigkeit bald wieder eine furchtbare Reaktion folgt, unter deren frostigem Hauch die Blüten der Freiheit vertümmern — „aus Blut, Trümmern und Tod erhebt der Revolutionsglaube unverwundbar sein Haupt.“ Es muß doch Witterfröhlung werden!

Ein neuer Geist, ein neuer Ton hebt an. Vom Dualenreich proletarischer Arbeit, von der Allmacht des Kapitalismus, der Menschenblut in Gold verwandelt, von Sorgennot und Erdengüldsernehmen, vom Industrialismus und aufsteigenden, lebenswackenden, lebensvernichtenden Tosen in Großstadtringe erzählt die Dichtung im zweiten Bande; doch auch vom Massenschritt des sich vereinigenden Proletariats, wie vom Bewußtsein seiner Mission, vom Horn und Troß der Arbeiterklasse, die von unten her auf die Weltbühne schreitet, um sich eine menschenwürdige ökonomische Lage und ihre soziale

Gleichberechtigung im Staate zu erkämpfen. Und wieder fallen zahllose Opfer. Wir sehen die Helden der Pariser Kommune, die Märtyrer unter dem Ausnahmegesetz in Deutschland und die amerikanischen wie die namenlosen Blutzünder der Revolution im Jarenreiche. Wer zählt sie alle, kennt die Namen? Doch aus großen Kämpfen rettet sich die Arbeiterklasse das Bewußtsein von der Bestimmung der Welt. Nun wird's eine Lust sein zu leben; denn „Leben heißt Schaffen, und heilig ist die Arbeit!“ Der Sozialismus tritt seine große Kulturmission an.

Bergebens waren nicht der Reyerträume,
In denen edle Tatkraft sich verjüngt,
Und süßiger grünen die Olivenbäume,
Wo rotes Herzblut ihre Wurzeln düngt.

So der Dichterpalm! Ihm gefellte Diederich die Künstlertat. Je 12 und 14 Bilder nach Schöpfungen berühmter Maler aus dem Revolutionszeitalter bis zu unseren Tagen in beiden Bänden steigern die seelische Bewegung, die ja vom Bildner recht eigentlich erfährt und sichtbarlich gemacht wurde. Wertvolle Erläuterungen, knappe Lebensumrisse der zu Wort kommenden Dichter, nebst Hinweisen auf ihre Werke; desgleichen Angaben über die in den Text verwobenen Bilder und deren Urheber geben fruchtbare Belehrung in Fülle und Fülle. Daß sich Diederich hierbei peinlicher Sachlichkeit, Objektivität und prägnanter Kürze befleißigte, verdient rückhaltlose Anerkennung. Wenn der Literaturkundige im Niesenorchester der Dichterstimmen so manchen Namen vermissen muß, an den sich freimännliche Erinnerungen knüpfen, wenn ferner einige Irrtümer unterlaufen sind, so will mit deren Konstatierung kein Tadel verflochten sein. Auf einen literarhistorischen Irrtum, dem auch schon Wendell in seinem „Buch der Freiheit“ verfallen war, möchte ich jedoch nicht unterlassen hinzuweisen. Das Lied: „Der arme Ausrab“ (Band I, Seite 99) stammt nicht aus dem Bauernkriege, sondern es ist von Heinrich von Mecklenburg und steht nebst einigen anderen von gleicher Kraft und Färbung in dessen Epos: „Botans Heer“ (Dresden 1892).

Der Herausgeber selbst, den wir ja längst als stimmungsvollen Gelehrten und sozialen Kampfsänger schätzen, beteiligte sich lediglich als Uebersetzer. Seiner Nachdichtung der Marcellaise fehlt trotz aller Sturmgewalt die Sangbarkeit. Gerade dies Lied will gesungen sein!

Endlich noch eine Bemerkung über die technische Seite des Werkes. Der Verlag — das soll unumwunden ausgesprochen werden — hat damit schlechtweg eine hervorragende Leistung vollbracht. Daßer darf der Preis von 3 M. für den geschmackvollen Leinenband oder von 5 M. für beide Bände gemeinsam gebunden als sehr niedrig, mithin leichter erschwingbar bezeichnet werden.

So besetzt denn unsere Arbeiterkassette in dem Diederichschen Sammelwerk ein wahres und leidhaftiges Pantheon revolutionärer Dichtung von wunderbarer Fülle. Möchte es doch in aller Hände kommen, um seinen goldenen Segensstrom unaufhörlich auszugießen in jedes Herz, das da dürstet nach Freiheit und ewiger Schönheit!
Ernst Krewski.

Kleines feuilleton.

Haushirtschaft.

Fischfleisch als Nahrungsmittel. Auf Grund eingehender Berechnungen geben Prof. König und Dr. Splittgerber den jährlichen Gesamtverbrauch an Fischen für den Kopf der Bevölkerung in Deutschland auf 6,8 Kilogramm an, wovon etwa 6 Kilogramm auf Seefische entfallen. Da der nicht eßbare Teil der Fische 40 bis 45 Proz. ausmacht, so kann man den jährlichen Verbrauch an reinem Fischfleisch zu 3,5 bis 4 Kilogramm pro Kopf veranschlagen. Der Verbrauch an reinem Warmblüterfleisch ist zu je 30 Kilogramm berechnet worden, so daß das Fischfleisch nur $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{10}$ des sonstigen genossenen Fleisches ausmacht. Ein weiterer Verlust von Nährsubstanzen bei der Fischnahrung entsteht dadurch, daß nicht unbedeutliche Mengen namentlich an Stickstoff bei Brätheringen, marinierten Gerichten in die nicht zum Verbrauch kommenden Brähen übergehen, wodurch der Nährwert des ursprünglichen Fischfleisches nicht unwesentlich vermindert wird. Die Zusammenziehung des völlig entfetteten Fischfleisches entspricht im allgemeinen der des Fleisches anderer Tiere, desgleichen wird das Fischfleisch ebenso leicht und gut verdaut wie das anderer Tiere. Die angebliche Schwerverdaulichkeit ist darauf zurückzuführen, daß es vielen Menschen im Geschmack nicht zusagt, die an seinen regelmäßigen Genuß nicht gewöhnt sind. Da das häufig von vornherein wasserreiche Fischfleisch infolge der kurzen Kochdauer meist nur 5 bis 15 Proz. Wasserverlust erleidet (gegen 40 bis 43 Proz. beim Rindfleisch), so muß, um die gleichen Nährstoffmengen zuzuführen, die zu verzehrende Fischfleischmenge dementsprechend bis zum Dreifachen größer sein. Da beachtliche Mengen aber meist nicht genossen werden können, so wird sich bald nach der Maßzeit das Gefühl der Verleerung im Magen einstellen; für die Fischdauerwaren mit geringerem Wassergehalt kommt das nicht in Betracht. Unter Annahme von 40 Proz. Abfällen erreicht der Preis der gewöhnlichen Süßwasserfische mehr oder weniger den von Rind- und Kalbfleisch, während das Fleisch der gewöhnlichen Seefische sich durchschnittlich um die Hälfte billiger stellt.